



Die Abtei Maria-Laach.

In der vulkanischen Eifel, dem westlichen Nachbargebiet des Rheins, liegt die alt-ehrwürdige Abtei Maria-Laach am Laacher See (Monasterium ad lacum). Der Kaiser stiftete der Abtei bei Gelegenheit seines ersten Besuches am 19. Juni 1897 den prachtvollen Hochaltar, der jetzt eine hervorragende Zierde des Gotteshauses ist. Das Altar ist aus kostbaren Steinen gebaut, und auf blauem Grunde leuchtet in goldener Schrift die Widmung:

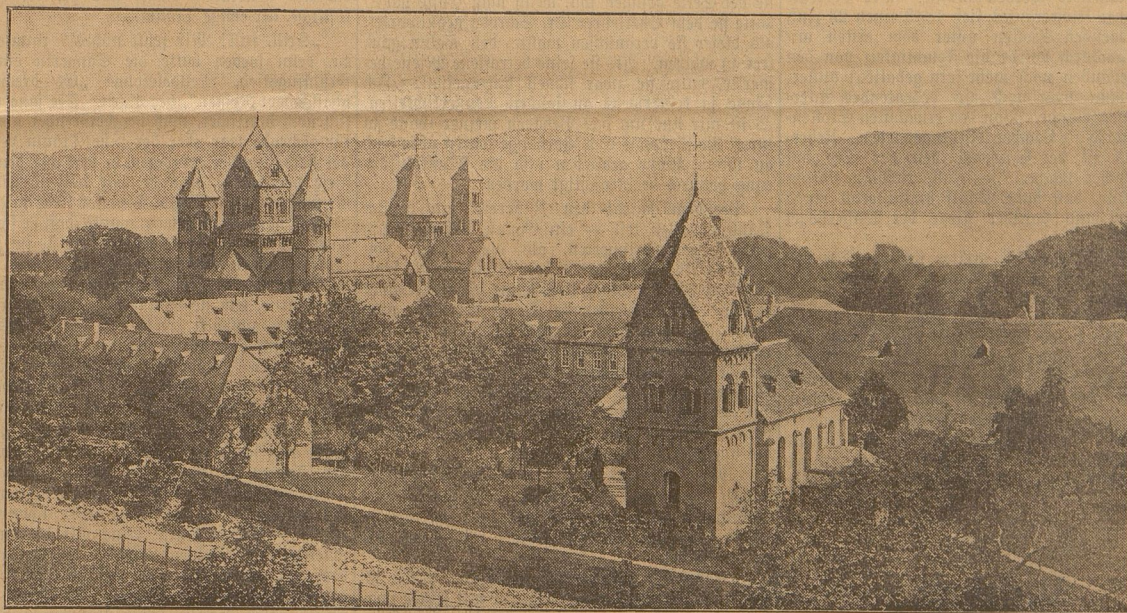
Zeichen Gottes zu erblicken und gründete 1093 eine Abtei an dem bezeichneten Orte.

Nach dem Willen des Stifters sollte das Kloster der heiligen Gottesmutter Maria und dem heiligem Nikolaus, Bischof von Myra, gewidmet sein. Die lateinische Inschrift am Grabmal des Stifters in der Kirche lautet auf Deutsch folgendermaßen:

O holde Jungfrau, dir zum Ruhm,
 Prangt dieses Domes Heiligtum,
 Daß du mit Hilf' in Not und Leid
 Uns nahe seist zu jeder Zeit.

leben des 15. Jahrhunderts schildert. Von Maria-Laach selbst sagt er: „Viele herrliche Klöster hab ich gesehen; aber nirgendwo fand ich etwas, das diesem unserm Kloster an Bauhöflichkeit ähnlich wäre.“ Auf den ersten Abt folgten noch 39. Interessant ist, daß auf der Tafel, auf der die Namen der Aebte eingegraben wurden, nur für 40 Aebte Raum war.

Die große französische Revolution erwies sich auch für Maria-Laach als verhängnisvoll. Die Rheinlande wurden in Frankreich einverleibt; 1802 wurden am Rhein die Klöster aufgehoben,



Blick auf die Abtei und Laacher See.

Kaiser Wilhelm II. zur Ehre Gottes 19. Juni 1897. Von besonderer Wirkung ist der Altar, wenn er in elektrischer Beleuchtung erstrahlt. Der Gründer von Kloster und Kirche ist Pfalzgraf Heinrich II. bei Rhein. Seine Burg stand östlich von der Abtei auf einem Bergvorsprung. Die Stelle ist jetzt durch ein Jägerhäuschen bezeichnet. Einst, so berichtet die Legende, sahen der Graf und seine Gattin, welche, da sie kinderlos waren, den Wunsch hegten, ein Kloster zu bauen, in einer schönen Sommernacht den Rand des Sees von unzähligen Lichtflammen erhellt, die sich in großen Mengen nach der westlichen Uferseite hinzogen. In dieser Erscheinung glaubte das gräfliche Paar ein

Die Einweihung der Kirche fand erst am 24. August 1156 durch Erzbischof Hillinus in Trier statt. Im Jahre 1127 hatte das Kloster seinen ersten Abt erhalten; früher waltete ein Prior dort. Die Arbeit der fleißigen Benediktiner Mönche schuf nun im Laufe der Jahre aus einer Waldwildnis fruchtbare Ackerfelder und prangende Wiesenfluren. Weit hin in die Lande erscholl der Ruf des Klosters wegen seiner trefflichen Einrichtungen, seiner Gastfreundschaft und der wissenschaftlichen Tüchtigkeit seiner Bewohner. Genannt sei hier nur der Prior Johannes Buzbach (1478—1526), der in seinem „Wanderbüchlein“ in höchst anschaulicher Weise das Kloster-

darunter auch Maria-Laach. Die Güter wurden Staats Eigentum und gingen dann von Frankreich an Preußen über. Späterhin erwarb ein Herr von Deltius die Oekonomie- und Klostergebäude (nicht die Kirche) sowie die in der Nähe gelegenen Güter für 24 000 Taler und verkaufte sie 1863 an den Grafen von Schaesberg. In diesem Jahre wurde in Laach ein Jesuitenkollegium gegründet, und neues wissenschaftliches Streben erwachte in den alten Räumen. Infolge des Kulturkampfes mußten die Väter 1872 das Kloster wieder verlassen. Im Jahre 1892 verkaufte Graf Schaesberg die Besizung an den Fürsten von Löwenstein, und am 4. November desselben Jahres

zogen Benediktiner aus dem Mutterkloster Beuren in Hohenzollern in die alten Klosterzellen ein. Eine Kabinettsordre vom 19. Dezember 1903 gestattete den Vätern die Benutzung der dem Staat gehörenden Kirche zum Gottesdienste. Zur Zeit befinden sich im Kloster 40 Mönche und 70 Laienbrüder. Der jetzige hochwürdige Abt (geb. 1871) entstammt der freiherrlichen Familie von Stöbigen am Bodensee; bevor er Abt wurde, war er Studienpräsident in Beuron. Im vorigen Jahre wurde er vom Kaiser in Audienz in Berlin empfangen.

Schrfurchtgebietend beut sich unsern Blicken die Abteikirche dar, eines der hervorragendsten Bauwerke romanischen Stils in den Rheinlanden. Sechs prächtige Türmchen zieren das Gotteshaus und erinnern an die Wehrtürme mittelalterlicher Burgen. Höchst bemerkenswert ist das der Kirche nach Westen hin vorgelagerte „Paradies“, eine Art Kreuzgang mit schönen Gewölben und zarten Säulenstellungen, von man es selten bei romanischen Bauten findet. Im Westchor befindet sich das Grabmal des Stifters Palzgraf Heinrich II., dessen in Holz geschnitzte Figur auf den Steinsockel ruht, welchen ein reicher Steinbaldachin, von sechs Säulen getragen, überdacht. Gar herrlich ist die Lage der Abtei am See, der von einem Kranz schöner bewaldeter Berge umgeben ist. Schon in den früheren Jahrhunderten waren die Gewässer des Sees, besonders zur Zeit der Schneeschmelze, den Klostergebäuden gefährdend. Daher ließ schon der zweite Abt Fulbertus (1152 bis 1177), um Ueberschwemmungen zu verhindern, einen Abflußstollen schlagen, der aber schon nach hundert Jahren einstürzte und wieder erneuert werden mußte. Der vorletzte Bestzer des Klosters ließ 1843 einen 23 Fuß tiefer liegenden Stollen unter dem ersten anlegen. Dadurch wurde die Feuchtigkeit von den Klostergebäuden noch mehr fern gehalten; außerdem gewann man noch ein bedeutendes Acker- und Wiesenland. Von den erwähnten Stollenausfluß wird die Raacher Mühle getrieben. Ueberwältigend ist der Eindruck, den der See auf den Besucher macht. — Still, tiefblau, durchsichtig, klar, das hohe Schiff umflüsternd rings das Ufer, und darüber fliegt der Wasservogel Schaar.

In stiller Majestät breitet sich der See vor uns aus, einem blauen Auge vergleichbar, das zum Himmel schaut. Er bildet ein Oval von etwa 2 1/2 Kilometer Länge und 1 1/2 Kilometer Breite. In seiner Mitte hat man Tiefen bis zu etwa 60 Meter gemessen. Nur ein kleiner Bach ergießt sich in ihn; seinen Zufluß erhält er durch zahlreiche Quellen aus seinem Boden, die sich durch aufsteigende Gasbläschen bemerkbar machen. Der Raacher See ist der jüngste unserer Vulkane und übt auf den Naturfreund wie auf den Forscher die größte Anziehung aus.
Prof. F. Flach.

Verfehmt.

Roman von F. Anfeld.

(6. Fortsetzung.)

(Stadtentr. verboten.)

Wenige Minuten später kehrte Wengler wieder, die sich immer noch sträubende Louise am Arm.

„Ich kann mich in meinem einfachen Anzuge jagar nicht in den geschmückten Kreiswagen.“ flüsterte, an dem sehr einfachen, weißen Watistkleid mit den blauen Sternblümchen hinuntersehend, das junge Mädchen. „Die Tante fand es sogar überflüssig, daß ich eine Blume oder eine Bandtschleife ins Haar stecke.“

„Da hat sie ausnahmsweise einmal recht.“ lachte der Oberlehrer und betrachtete mit Entzücken das reiche, aischblonde Haar, das Louise glatt geschheitelt und am Hinterkopf in zwei dicken Flechten aufgesteckt trug. „Dieses Haar bedarf keines weiteren Schmuckes.“

„Ach, und was wird sie heute abend, wenn die Gäste fort sind, und morgen sagen, daß ich ihrem ausdrücklichen Gebot entgegen doch zur Gesellschaft gekommen bin.“

„Und wenn Sie ihr fern blieben, würde sie keinen anderen Grund zum Tadeln finden?“

„Ach, hundert für einen. Die Tage nach den Gesellschaften sind immer die schlimmsten,“ gestand sie.

„Armes Herz; es soll und muß bald anders werden!“ jagte Wengler mitleidig und drückte ihren Arm an seine Brust; in einem anderen Tone fügte er sogleich hinzu: „Genießen wir den Tag, lassen wir uns das Heute nicht durch das Morgen verderben.“

Sie hatten unter diesen Gesprächen das große dreifünfstufige Zimmer betreten, das von den Eingeladenen dicht gefüllt war. Nur mit Mühe fand Wengler für seine Begleiterin noch in der letzten Stuhreihe einen Sitz, während er in eine Fenster- nische zu anderen dort stehenden Serren trat.

„Ich darf mich nicht hierher setzen, ich nehme anderen den Platz!“ wehrte sich Louise, aber Wengler drückte sie sehr entschieden nieder und gebot:

„Halten Sie sich still und stören Sie nicht, Brendicke sitzt bereits am Flügel.“

Frau Gerboth hatte in ihrem Salon ein Podium und darauf den Flügel aufstellen lassen, sich aber nicht entschließen können, ihren teuren, orientalischen Teppich zu entfernen, und die samtigen gestickten Fenstervorhänge herabnehmen zu lassen. Nur schweren Herzens hatte sie eingewilligt, die Polstermöbel durch kleine leichte Stühle zu ersetzen.

„Wozu hat man die guten Sachen, wenn man sie bei Seite bringen soll, wenn man Gäste hat?“ hatte sie dem Oberlehrer Dr. Schroda geantwortet, als dieser sie veranlassen wollte, den Salon ganz leer zu machen. Als sie seine betroffene Miene bemerkte, hatte sie zwar schnell hinzugefügt: „Ich hänge ja keineswegs an solchen Neuherlichkeiten, es ist mir nur um das Behagen meiner Gäste zu tun,“ die Teppiche und Vorhänge waren aber doch an ihrem Plage geblieben und die Musikaufführung dadurch beeinträchtigt worden.

Trotzdem wurde den Zuhörern ein großer Kunstgenuß zu teil — ein Genuß, dessen sie sich noch freudig erinnerten, als die Klänge von Brahms' Rhapsodie, der Albert Brendicke die Ballade von Chopin folgen ließ, lange schon verraucht waren. Diese, weibevolle Stille herrschte, man wagte nicht zu atmen, erst nach mehreren Minuten rührten sich einige Hände zum Klatschen. Damit war der Bann gebrochen. Ein Beifallssturm brach los, laut, anhaltend und wiederholt; er drang hinaus auf den im blauen Vollmond liegenden Antontenplatz und fand ein Echo bei den Laufhern, die sich dort verjammelt hatten.

„Mehr! Mehr!“ hieß es stürmisch bittend, als Albert Brendicke, sich dankend verneigend, vom Podium heruntertrat. Er war aber ein viel zu kluger Künstler, um sein Pulver mit einemmale zu verschleßen.

„Wenn die Herrschaften erlauben, werde ich später noch etwas spielen.“ sagte er mit seiner sympathischen Stimme in der gemüthlichen, den Süddeutschen verrathenden Ausdrucksweise, „aber wir feiern heute das Fest des Frühlings, da wollen wir ihm vor allen Dingen unsere Huldigung durch das Lied bringen.“

Ein abermaliges Beifallsklatschen belohnte auch diese Ansprache und während desselben hatte der Musiker Julie Wengler den Arm geboten, sie auf das Podium geführt und wieder vor dem Flügel Platz genommen. Ein kurzes Vorspiel und Schumanns „Nebem Garten, durch die Lüfte hör ich Sommervögel zieh'n“ klang glockenrein, hell jubelnd zu den Ohren der entzündenden Zuhörer. Das liebreizende, goldgelockte junge Mädchen, das in seinem duftigen weißen Kleide, mit Rosen bekränzt, vor den Zuschauern stand, war eine lichte Verkörperung des Frühlings selbst, und als sie diesem Liede „O Sonnenchein, wie lachst du mir ins

Herz hinein!“ folgen ließ, da wußten die Zuhörer nicht, waren es Töne, war es der süße Mund, dem sie entquollen, war es das gleich einem Edelstein strahlende, feuchtschimmernde Auge, was in ihre Herzen den Sonnenchein gebracht hatte.

Von allen Zuhörern am meisten hingerissen war Dr. Otto Schroda. Er war ein Freund der Musik, gutes Spiel, seelenvoller Gesang konnte ihn über sich selbst hinaus erheben, ihn seiner Umgebung weit entrücken. Was er heute empfand, das war aber nicht zu vergleichen mit allem, was je zu seiner Seele gesprochen, sie zu Lust und Schmerz gestimmt hatte.

Es war ihm, als habe er bis zu diesem Augenblick nicht gelebt, als sei er jetzt erst rein und frisch aus der Hand Gottes auf die Erde — nein, ins Paradies gelangt worden und werde dort begrüßt von dem engelhaften Wesen, das ihm zur Gefährtin bestimmt war, von dem er geträumt, nach dem er sich gesehnt hatte.

Er hatte sie gefunden, die liebevolle Hälfte, die holde Ergänzung seines Daseins, nach welcher der Mensch sucht vom Beginn seines Erdenwallens bis zu seinem Tode — die blaue Blume, die zu entdecken und zu pflücken so wenig beschieden ist. Da war sie vor ihm, da stand sie in ihrer ganzen gebäuernden Lieblichkeit, er brauchte nur die Hand auszustrecken und sie war sein — sein —!

Wie ein schriller Mistton drang es plötzlich an sein Ohr.

„Bist du krank? Otto? Du siehst so schrecklich bleich aus?“ fragte neben ihm eine Stimme, in dem nur zu wohl bekannten heimischen Dialekt. Aufblickend schaute er in Malchens besorgte auf ihn gerichtete hellblaue Augen, und zerstört war der köstliche, der ewige Traum.

„Still, still! Mir fehlt nichts!“ raunte er ihr zu, denn soeben hatte die Sängerin ein neues Frühlingslied, Mendelssohns „Es brechen mit schallendem Reigen“, begonnen. Sie sang womöglich noch herrlicher, noch herzbelebender als zuvor, für Schroda war aber der süße Traum verflogen, der holde Zauber gebrochen, er war aus dem Paradiese vertrieben, denn er war wissend geworden. Er wußte, daß er Julie Wengler liebe mit heißer, verzehrenden Leidenschaft, wußte, daß er sie geliebt hatte leit dem ersten Augenblick, wo sie im Zimmer ihres Bruders ihm entgegengetreten war, und er wußte gleichzeitig, daß sie für ihn unerreichbar wie die Sterne, daß sie vor ihm weiter entfernt war, als wenn zwischen ihnen die Wellen des Weltmeeres sich aufgestürmt hätten. Denn neben ihm saß Malchen Bannenberg aus Naguhn, sein ange- trautes Weib, die Mutter seines Töchterchens, die sorgsame untadelige Verwalterin seines Hauses!

Sie hatte ein in recht steifen Falten stehendes Kleid von schwerem braunen Atlas, wie vor einigen Jahren Mode gewesen war, angezogen, die Taille hoch herausgehend, mit einer breiten Spitze am Ausschnitt, die durch eine große, schwere Goldbroche geschlossen war. Eine mit blauen Bandtschleifen und Blumen verzierte Spitzenhaube auf dem sehr glattgetrichenen weißblonden Haar, an den Händen weiße Handschuhe, die schlecht auf den verarbeiteten Fingern saßen, das Gesicht war durch die Aufregung stark geröthet, die runden, blaßblauen Augen blickten nicht eben geistreich in die Welt hinein, unter dem Saume des Kleides schaute der ziemlich große Fuß in schwarzen Zugstiefeln hervor.

Schroda hatte zu Hause den Anzug seiner Frau nicht gerade schön gefunden, daran aber auch nichts besonderes auszuweisen gehabt; er hatte allmählich sich bescheiden und einsehen gelernt, daß Malchens Gesicht eine durchgreifende Läuterung nie erfahren werde.

Schon als er seine in Sammet und Juwelen einherstolzierende Freundin Jakobea gesehen, war ihm der Unterschied zwischen beiden Frauen unangenehm aufgefallen, und jetzt verurtheilte ihn Malchens Ercheinung einen Schauer, der ihm eisalt über den Rücken lief.

Da waren sie dicht nebeneinander: Julie in ihrer märchenhaften Schönheit und seine hausbackene, kleinstädtische Frau in ihrem Festtagsputz!

Wie eine Zentnerlast legte es sich auf seine Brust. Diese Frau hatte er sich erwählt! Sie liebte ihn, sie sorgte für ihn, sie hing ihm an mit der Treue, wie sie eine Frau nur immer besitzen kann, und ihm schauerte jetzt vor ihr. Unwillkürlich schüttelte er die Hand ab, die sie in ihrer Verzornis auf seinen Arm gelegt hatte, und begegnete ihrem erschrockenen, fragenden Blick mit einer unnütigen Bewegung.

Was half ihm diese Abwehr? Er war an sie gesetzt, sie hatte am Altar beschworene Rechte auf ihn, er gehörte ihr für das ganze Leben! Und dieses Leben konnte noch sehr lang sein; sie waren beide noch jung! Kein Entinnen, als durch den Tod, der sich schwerlich als Erlöser einstellen würde. Seine Frau war während ihrer ganzen Ehe kaum einen Tag krank gewesen und rühmte sich mit lachendem Munde ihrer unverwundlichen Gesundheit. Wenn nicht da ein Ungefahr kam. —

Schroda fuhr zusammen. Wohin verirren sich seine Gedanken! Welche erschreckende, welche krankhafte Neigung nahmen sie inmitten dieser geschmückten, frohbewegten Festversammlung, während dicht neben ihm des angebeteten Mädchens wunderlieblicher Gesang mit Brendikes meisterhafter Begleitung ertönte.

Jetzt eben setzte die silberhelle Sopranstimme wieder ein. Mendelssohns wunderbare Lenzesfeier: „Es brechen mit schallendem Reigen“ wurde den Zuhörern mit felsener Vollkommenheit ins Herz gelungen, und daran schloß sich das so oft gelungene und immer wieder von neuem fortziehende Lied: „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag ich dich fort — Fort nach den Fluren des Ganges, dort weist ich den schönsten Ort.“

Otto Schroda war es, als würde er aufgehoben und fortgetragen von Geißterflügeln, weit fort von dieser schwärzenden, Beifall spendenden Menge, die ihm so banal erschien, nach dem rotblühenden Garten, wo er allein, allein auf der ganzen Welt mit der Geliebten weilen konnte. Aber es gelang ihm nicht, die holde Täuschung festzuhalten.

„Mendelssohnische Duette! Bitte, bitte, Mendelssohnische Duette!“

Man wußte nicht, von wem der Ruf zuerst ausgegangen war, er pflanzte sich aber fort durch die Gesellschaft, ward zur dringenden Bitte an die Wirtin, als ob man voraussetze, daß die Festgeberin nur zu winken brauche, um alle Wünsche ihrer Gäste zu erfüllen.

Frau Gerboth fühlte sich durch dieses Zutrauen in hohem Grade gleichmüthig, obwohl sie für den Augenblick in Verlegenheit war, wie sie demselben entsprechen solle.

„Gewiß, gewiß,“ sagte sie und schaute sich im Kreise um, „es sind hier so viele musikalische Kräfte versammelt, einige von den Damen werden sicher —“

„Nein, nein, Fräulein Wengler muß dabei sein!“ unterbrach sie der alte Oberst Stodmar, der als Kommandeur des in Dessau garnisonierenden Infanterie-Regiments eine gewichtige Person war und sein Wort in die Waagschale zu legen liebte.

„Fräulein Wengler, Fräulein Wengler!“ stimmte man ihm von allen Seiten bei und er fügte, sich an Julie wendend, hinzu:

„Ich täusche mich sicher nicht in der Annahme, daß Sie Mendelssohns Duette ergeübt haben, mein gnädiges Fräulein.“

„Das habe ich,“ lächelte das holde Mädchen, „und bin gerne bereit, dem allgemeinen Wünsche Folge zu geben, um so mehr, da es keine Schwierigkeiten macht, eine Partnerin zu finden. Meine Freundin Louise Clement, die Nichte unserer Wirtin, ist ja anwesend.“

Die Jornezötte stieg Frau Gerboth ins Gesicht, nur mühsam beherrschte sie sich soweit, um in ruhigem Tone zu sagen:

„Ach nein, das geht nicht an, das kann ich nicht zugeben.“

„Warum nicht?“ fragte der Oberst.

„Sie ist zu schüchtern, ihre Stimme zu schwach und ungekühlt.“

„Verzeihen Sie, dem muß ich widersprechen, Fräulein Clement hat eine schöne Altstimme und weiß damit vortrefflich umzugehen; ich habe Gelegenheit gehabt, das zu beobachten, wenn sie in meinem Saale mit meiner Tochter sang.“ mißte sich die Frau Geheimrätin Wengler ein, und Frau Gerboth fühlte es wie Saß in sich aufsteigen gegen die alte Dame, die in dem einfachen, hellgrauen Seidenkleide mit dem Spizenhäubchen auf dem schneeweißen Haar, dem stillen, faltenreichen Gesicht und den der Tochter so ähnlichen Augen sehr vornehm und sympathisch aussah. Sie suchte noch Einwendungen zu machen, es gelang ihr aber nicht. Dr. Wengler war in den Hintergrund des Zimmers geschossen, hatte die sich dort verborgen haltende Louise hervorgezogen und führte die hocherrötende, schüchtern zu Boden blickende Mädchen an das Instrument. Ein Beifallssturm begrüßte die sich tief Vereigende, man stützte sich über sie, über ihre Stellung im Hause, über ihren mehr als einfachen Anzug Bemerkungen in die Ohren, die nicht allzu günstig für Frau Gerboth lauteten, verstimmt aber schnell, denn das Vorspiel begann und der Sopran setzte ein: „Ach, sah' ich auf der Haide dort . . .!“; und rechtzeitig fiel der Alt ein.

Julius' Stimme war allerdings umfangreicher, klangvoller und geschulter, als Louises Alt, es sprach aber aus ihm eine reine, schöne Seele, welche den Zuhörern weit, weit mehr gab, als Wort und Klang. Wer die Sängerin in dem schlichten Kleide mit dem glatt geschickelten, jedes Schmuckes entbehrenden Haar und den hellbraunen Rehaugen sah und hörte, dem war es, als entfüllte sich ihm die Geschichte ihres Lebens, als offenbare sie ihm, ohne daß sie wußte und wollte, ein großes, still getragenes Leid.

Duett folgte auf Duett, stürmisch wurde nach Wiederholung gerufen, bis Albert Brendike lachend erklärte, er könne nun nicht mehr begleiten. Der Partion des Theaters trug noch den von Löwe komponierten „Archibald Douglas“ von Fontaine und noch andere Löwische Balladen vor. —

Allen Vortragenden und mit ihnen die Wirtin, der es gelungen sei, ein so herrliches Programm meisterhaft durchzuführen zu lassen, wurden die lebhaftesten Lobspriiche spendet. Ein herzoglicher Hofbeamter versicherte, der Herzog, dem er morgen einen Bericht über die Aufführung erstatten wolle, würde bedauern, daß er ihr nicht habe beizuwohnen können. Frau Gerboth strahlte und unterließ in der Freude ihres Herzens, Louise, wie sie eigentlich vorgehabt, mit einem Auftrage in die Küche zu schicken.

Die Paare ordneten sich, um sich nach dem Speiseaal zu begeben, und Ludwig Wengler ergriff ohne Umstände des jungen Mädchens Arm. „Sie bleiben hier!“ gebot er mit einer Entschiedenheit, der sie machtlos gegenüberstand. „Lassen Sie den Koch nur sein Wesen in der Küche treiben. Albert Brendike hat meine Schwester erobert, wir werden uns einen Platz am äußersten Ende der großen Tafel suchen und eine sehr vergnügte Gede bilden.“

Er führte seinen Entschluß durch, obgleich man lebhaft nach den Spenden der Kunstgenüsse rief und Frau Gerboth besonders damit nicht einverstanden war, daß dem berühmten Künstler ein so bescheidener Platz angewiesen ward.

Sie selbst hatte Professor Marxbach zu ihrem Tischnachbarn erwählt und es so einzurichten gewußt, daß Schroda an ihrer Seite saß, während Malchen etwas abseits gesetzt worden war. Die gute Frau beobachtete aus der Entfernung angstvoll das bleiche Gesicht, die erregten Bewegungen und die unruhigen Augen ihres Gatten. Was hatte Otto nur? So wie heute hatte sie ihn noch niemals gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die junge Exzellenz.

Roman von Georg Hartwig.

(25. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Indessen erwies sich auch dieser Griff als ein so glücklicher für die allgemeine Sache, daß das junge Mädchen jedes selbstfüchtige Bedauern alsbald beiseite schob.

Die Seele des Ganzen blieb der Herzog.

Er war überall gegenwärtig mit Rat und Tat in ausgiebiger Weise. Die Entwürfe der Szenerie und Kostüme waren sein Werk, indem er allen Mitwirkenden die vollste Freiheit gewährte, über seine Klasse zu verfügen.

Vier Wochen später begann er mit der Einübung der Chöre.

In einer Sache hatt sich Herr von Lückens Vorauszicht geirrt.

Laura Wechting setzte ihr Trauerleben trotz zunehmender Hinfälligkeit viel länger fort, als ihm wünschenswerth erschien. Viel länger auch, als seiner Liebesleidenschaft erträglich dünkte.

Da Selene sich bestimmt weigerte, die Unglückliche, welche mit jeltzamer Regung des Innigen sich an sie klammerte, zu verlassen, setzte Herr von Lücken, als Nebenrückfichten energisch beiseite schiebend, seinen Vermählungstag nunmehr endgiltig auf den ersten Tag des Monats Mai fest. Zu diesem Termin ertheilte Herr von Solben, ohne ein günstigeres Urteil genommen zu haben über die vermeinteten Verhältnisse, in welche seine jugendliche Tochter einzutreten willens war, mit schwerem Herzen seine Zustimmung.

Es kam noch ein anderes Moment hinzu, welches den Freiherrn berechtigte, von einer zuvor geschlossenen Verbindung Lauras mit Kolemans Wechting abzuweichen.

Der Graf, welcher jetzt seinen zukünftigen Schwiegervater und alle Welt nach seiner Weise tanzen ließ, indem er jede Raune mit dem jähesten Eigensinn und ohne die mindeste Rücksichtnahme auf die Gefühle anderer befrichtigte, hatte den Entschluß gefaßt, seine Hochzeitreise weiter auszudehnen, als inmitten seines Waldparks.

Dort sollte, einem Wundergebilde gleich und unter Nichtachtung unsinniger Kosten, ein indischer Palast wie im Fluge entstehen.

Zu diesem Zwecke, und um die Sache echt zu haben, veranlaßte er die Verfassung einer Anzahl eingeborener Bauleute und Dekorateurs neben der Ueberführung aller diesbezüglichen Ausrüstungsgegenstände.

So regte sich denn plötzlich in dem menschlichen, vielhundertjährigen Baumreich des Parks zu Großmütten zu dieser Maunzeit ein fieberhaft geschäftiges Treiben an einem Werke, das jeder gesunden Vernunft zum Spott dienete.

Den vorzeitig erschlafften Nerven Kolemans Wechtings gewann dieser Neubau eine willkommene Doppelreizung ab.

Die offen bekannte Abneigung Helenens gegen seine Person hatte ihn zu Gefühlen für sie entflammt, welche das anmutsvollste Entgegenkommen ihrerseits niemals in ihm hätte erleben lassen.

In diesem heißen Drie vereinigte sich alles, dessen sein Empfindungsvermögen noch fähig war. Rachelust nicht weniger als Triumph.

So oft er an den entstehenden indischen Palast vorbeidritt, der, aus Holzwerk zumeist gefertigt, sichtbar in die Höhe wuchs, lehnten sich seine Gedanken daran, daselbe Weib, welches seinem Wangenkuss widerwillig ausgewichen war, in diese Räume zu führen, wo ihre stolze Ruhe sich in Verzweiflung wandeln mußte, ihre schroffe Kälte in Herzensnot.

Von dem allen wußte Herr von Lücken nichts. Er suchte im Gegenteil dieser neuen Schulle eine gute Seite abzugewinnen, im Anschluß an seine vorausgehende eigene Vermählung, welche späteren Festlichkeiten die Hausfrau und Gastgeberin in der Person seiner zweiten Frau zu geben er im Begriff stand.

Er liebte Eva von ganzem Herzen und mit der festen Ueberzeugung seines reifen Mannesalters, welche von Evas jugendlichen Illusionsgebilden himmelnweit entfernt war; so weit entfernt, daß, einmal ihrer Neigung sich versichert haltend, er Veranlassung gefunden, ihr Denken und Fühlen auf die letzten Gründe hin zu prüfen.

Eva, welche die Szene mit Selene vor ihrer Heimreise in hartnäckiger Erinnerung behielt, und das Glückwunschschreiben derselben, welches sich die Baronesse mit Selbstüberwindung und um der äußeren Form halber abgerungen, verächtlich beiseite geworfen, erfüllte, nun ihr Hochzeitstag nahte, ihre Seele völlig mit all den glänzenden Bildern, welche die Zukunft für sie in Schoß barg.

Uebermüthig und jubelnd, wie ein Vogel, der zur Sonne aufschwirrt, flog sie dem eintreffenden Bräutigam in die Arme.

Er preßte sie an sich, entzückt, sich so empfangen zu sehen. Indes machte der Oberst ihm höflich kühl die Mitteilung, es habe Graf Wechting sein Nichterscheinen soeben telegraphisch angezeigt.

„Der gute Koleran,“ lächelte der Freiherr, seinen Verdruß weiserhaft verbergend, „muß über Nacht zu der Einsicht seiner Unabkömmlichkeit gelangt sein. Als ich gestern von ihm schied, war sein Herkunft eine Tatsache. Man muß ihn eben nehmen, wie er ist.“

Der Oberst, welchem an dem Erscheinen seines Mitgliebes der Familie Wechting gelegen war, unterdrückte, was ihm indereß dieser Unabkömmlichkeit auf der Zunge schwebte.

Er sah auf sein lachendes Kind, dem die Majonnette über das schöne Antlitz strahlte, und wünschte aus Herzensgrund, vormalis bei seiner Ernennung zum Regimentskommandeur in die elendeste Garnison versetzt zu sein, hart an der russischen Grenze oder mitten in dem Polnischen — überall hin, nur nicht hierher, wo die Rangliste einen Hauptman von Wechting aufwies.

Am Abend, da das ganze Offizierkorps des Regiments vollständig zu einer Vorfeier im Hause des Obersten versammelt war, als in den niederschwebenden Lichtglanz ein nahezu betäubender Blumenduft sich mischte, welcher die heitere Stimmung der Geladenen in nichts verminderte, fühlte Herr von Läden den Arm seiner Braut plötzlich fester in dem seinen ruhen.

Wie er sich zu ihr neigte, erschreckte ihn ihre Blässe.

„Süßes Kind, was ist denn?“ fragte er zärtlich besorgt.

„Ich glaube, nichts —“ flüsterte Eva, den Blick starr vor sich haltend auf die Stelle am Pfeilerspiegel, wo damals Richard Wechting ihren Besitz ausgegeben. „Der Blumenduft vielleicht —“

„Man sollte das unnütze Zeug draußen gelassen haben,“ sagte der Freiherr ärgerlich. „Es benimmt beinahe den Atem.“

Und er küßte sie in das kühlte Boudoir der Oberstin. Dasselbe, darin Richard Wechting damals um Evas Liebe gebeten.

„Du bebst —“ sagte Herr von Läden, ihre Wange an seine Schulter drückend.

Sie nickte. „Fürcht hast du doch nicht vor mir?“ fragte er lächelnd.

Sie hob die dunklen Wimpern zu ihm auf, ließ sie aber ebenjo schnell wieder sinken. „Kann man sich denn vor dem Glück fürchten?“

„Vielleicht —“

Und er küßte ihr duftiges Blondhaar.

„Dann könnte es wohl sein, daß ich mich eben davor fürchtete,“ flüsterte Eva bekommen. „Ganz so wars, als ob ein schwarzer Schatten über die Sonne lief.“

Er hob ihren weißen Arm aus dem seinen und drückte seine Lippen darauf.

„D, bitte — laß —“ sagte sie, zusammenschredend.

„Ist der Schatten fort?“ fragte Herr von Läden mit heißer Zärtlichkeit. „Ist die Sonne wieder da?“

„Weiß nicht —“ sagte sie langsam, ihr Haupt gegen seine Brust lehnd. So denk müde war ihr

zu Sinn! So traumhaft zu Mut! Nie im Leben hatte sie ein so wehes Gefühl gehabt, wie eben jetzt.

„Ich möchte —“ flüsterte Herr von Läden, sie fester an sich drückend; „weißt du, was ich möchte? Denke einmal nach — die ganze Kribbelkrabbele des heutigen und morgigen Tages wäre überstanden. — Du auch?“

„D nein!“ rief Eva, sich plötzlich auf ihren prunkvollen Kirchgang befinnend. Auf ihre Brautoilette. Auf das glänzende Hochzeitsmahl. Auf die Beglückwünschungscour, welche als junge Erzellenz entgegenzunehmen sie sich unjählich gefreut. Auf die pomphaften Tischreden, welche nur den Zweck hatten, ihre Person zu feiern. „D, nein!“ rief sie lebhaft. „Davon will ich gar nichts hergeben. Auch nicht so viel.“

Sie drängte ihn lachend von sich.

Du! Setzt dich einmal. Ich will dich betrachten. Nein, du mußt stillstehen. Sonst gehst nicht.“

„Was siehst du denn an mir? Ah so! Ob ich morgen nicht allzu sehr verschwinden werden neben dir? Ja? Ist das?“

Sie nickte. „Steh doch still!“

Er schloß sie häufig in seine Arme.

„Geliebter Wildfang!“

„Ich finde dich sehr hübsch —“ sagte sie rasch, als sei ihr dieses Geständnis eine innere Wohlthat.

„Ganz außerordentlich hübsch finde ich dich!“

„Sol!“

Er beugte sich über ihre Lippen und küßte sie voll aufstimmender Leidenschaft.

„Eva — mein Weib — ja? Was! Ich habe all die Zeit keinem anderen Gedanken mehr nachgehungen als diesem. Begreift du? Ich will dich allein haben. Zu deinen Füßen niederknien möchte ich und dir sagen, was du mir bist, sein wirst. Wenn wir uns erst allein angehören — du mir, ich dir, daß ich dir sagen kann, wie über alles ich dich liebe — anbe.“

Mit zitternder Hand deckte sie ihre Hände über seine Augen.

„Ich bitte dich — das sollst du nicht sagen!“

Ihr Herz schlug so laut, daß sie den Widerhall im Zimmer zu vernehmen glaubte.

Er betrat seine Lider.

„Nun, habe ich dich erschreckt? Das wollte ich ja nicht, du süßes, geliebtes Kind.“

Und er wurde ernst.

„Vertrauen um Vertrauen allzeit. Nicht so Eva? Und Liebe um Liebe. Wenn irgend jetzt noch ein Wunsch dir nahe liegt, den ich erfüllen kann — oder ein Bedenken, Liebling, das ich heben kann —“

„Ich weiß doch gar nichts,“ sagte sie, halb übermüthig, halb verlegen.

Sie dachte an die Reise morgen Abend nach Paris. An die Kostbarkeiten dieser Stadt. An die Kostbarkeiten, welche sie ganz nach Belieben für sich erstehen konnte. An die Jungfer, welche sie von nun an immer als Gesolge haben würde. Das alles war so lockend, so schön. Hofmarschallin von Läden sein, Baronin und Erzellenz, wollte schon etwas bedeuten.

Der sie dazu machen wollte, stand vor ihr.

„Aho jant sie ihm mit aufjubelnder Freude ans Herz.“

„Oh, du! Warte! Wenn du mich noch einmal so etwas — Barbarisches fragen wirst! Dann sollst du hören, was ich antworte.“

„Was denn?“ fragte er, entzückt von ihrem strahlenden Blick, und küßte ihre weiße Schulter.

Sie riß sich erglühend los.

„Komm doch, um Gottes willen! Gleich wird Papa kommen, uns zu holen! Fange mich —“

Und sie eilte anmutig davon, in den Salon zurück. — In der Nacht träumte Eva von dem verstaubten Eckgemach im Flügel des alten Dachauer Schlosses, wo die bleichen Spinnweben über blinde Fensterscheiben sich hinreckten und der vergessene Rest Flachs am wurmfürchtigen Roden zermorcht. Weit auf stand die klaffende Thür des plumpen Schrankes. Sein Inneres war leer.

Noch fragte sich Eva nach dem Verbleib des alten, mottenbenagten Kleidertrams, da öffnete

sich häßig die Pforte des schmalen Vorraumes — und herein trat, reich und herrlich, eine hohe Frauengestalt in dem verblühenen Brautkleid, die grüne Sammethaube um die Achsel geworfen.

Ihr Angesicht zwischen den weißen Schleierstüchern trug die Züge des verstaubten Bildes an der Wand. Totbleich war's, wie jenes — finster. Nur die dunklen Augen funkelten gleich Edelsteinen.

Das Ganze sah aus, wie eine lustige Maskerade. Und Eva lachte. Sie lachte, immer lauter, bis ihr plötzlich die Brust weh tat zum Zerpringen vor lauter Lachen.

Da machte sie auf.

Der Waehimmel spannte seinen goldblauen Baldachin sonnenstrahlend über ihren Hochzeitstag.

Eva starrte noch ganz verwirrt in das wonnige Lichtgemmel hinein, so häßlich düster war die alte Gelpentertammer gewesen.

„Gühen! Langschläferin! Willst du heute gar nicht aufwachen?“

Frau von Solden stand jetzt am Lager ihrer Tochter.

„Läden wird bald da sein. Papa hat schon dreimal nach dir gefragt, Gühen!“

Sie strich das krause blonde Haar aus der Stirn.

„Ach! Was? Na freilich, da muß ich eilen.“

„Und, Gühen,“ sagte die Oberstin, die weiße Hand ihrer Tochter liebevoll, „wenn du Papa eine Freude machen willst, lege zu dem Kirchgang nichts an von dem Geschmeide, das Läden dir schenkte. Sehr geschmückte Bräute waren ihm stets zuwider. Ich bin mit deinem Kleid schon weiter gegangen, als seine Absicht war.“

„Aber das ist ja doch ein wahrer Jammer, Mama!“ rief Eva enttäuscht. „Gerade auf das Halsband hatte ich mich so gefreut. Noch gestern vor dem Einschlafen —“

„Nach der Trauung vielleicht. Am liebsten heute gar nicht,“ sagte Frau von Solden mit ihrer lebenswürdigen Stimme. „Ich habe schon alles zurechtgelegt, Gühen. Du brauchst nur hinein-zusteigen.“

„Na, denn also ohne Diamanten Erzellenz werden!“ rief Eva lachend. „Nein, Mama, meinen sollst du nicht. Wir wollen gar nicht gerührt sein. Das mußt du versprechen. Denke mal: Erzellenz mit einer roten Tränennähe! Brrr —“

Sie lachte. Aber unruhvoll war ihr zu Mut.

Sie wußte nicht weshalb.

Ueber den Stühlen hing, weit ausgebreitet, das schimmernde Atlaskleid mit seinem duftigen Spitzen schmuck.

Evas heller Blick erstarrte allmählich daran.

Dieses selbe Kleid hatte sie schon einmal tragen sollen. Genau ein Jahr lag dazwischen.

Was hatte Helene doch in jener abscheulichen Morgenstunde gesagt? Als sie vor ihr stand, Wechtings Brief in der Hand. „Er liebt dich noch —“

Welch ein Wahnsinn! Welch lügenhafte Postle! Von Helenens Horn erdacht, sich die Stiefmutter vom Halse zu schaffen.

Herrlich, war's Wahrheit gewesen! Daß ihn der heutige Tag mitten ins Herz träfe!

Eva konnte nichts anderes denken, indes liebende Mutterhände sie reizvoll schmückten. Ihre Wangen glühten von dem ersehnten Triumph. Ihre Augen strahlten unter der blühenden Myrtenkrone.

Der Oberst klopfte an der Thür. Die Ankunft des Hofmarschalls konnte jeden Moment entgegengehen werden. Schon begannen die Hochzeitswagen durch die Straßen zu rollen.

„Nur herein, Papa!“ rief Eva, wie berauscht von ihren Empfindungen. „Immer herein! Wir sind fertig. Siehst du? Da bin ich!“

Und sie sprang, unraucht von rieselnder Schleppe, unvvalt vom Schleier, dem Obersten entgegen.

(Fortsetzung folgt.)



Der Weg zweier Menschen.

Roman aus dem modernen Leben von Elisabeth Wenden.
(4. Fortsetzung.) (Stadtred. verboten)

Unversucht hörte ihm Fringard zu, er das harte Bestreben immer wieder lobte und mit glücklichen Augen erzählte, daß er einen Studienkopf vollendet habe, den er auf die Ausstellung schicken wolle. Allerdings — er hatte keine Konnexionen, die dazu nötig sein sollten, aber man könnte doch einmal Glück haben. Fräulein Moser hätte es auch gemeint.

Als er Gretes Namen nannte, wurde er ganz rot. Es war allbekannt, daß er Greta Moser schon seit zehn Jahren heimlich verehrte.

Und seit zwölf Jahren hatte er die Ausstellung befehligt, immer ohne Erfolg. Aber immer wieder war er gleich hoffnungsfreudig.

Zuletzt flüsterete er Fringard leise und geheimnisvoll zu, daß er ein allegorisches, riesiges Gemälde im Kopf habe, das ihn sehr beschäftigt. Es würde so eigenartig werden, daß es kein Kunsthändler und keine Ausstellung nehmen würde.

Als sie zu Hause angekommen war, warf sie ihre Sachen auf einen Stuhl und setzte sich ans Fenster. Sie hatte kein anderes Verlangen, als hier untätig zu sitzen und zu warten, nichts zu denken, nichts zu arbeiten und in den Hof hinunterzustarren, in den engen, dunklen Hof, den sie sonst haßte. Heute hatte sie kein anderes Gefühl dabei als eine Art dumpfer Gedankenlosigkeit.

Sie stand wieder auf und warf sich auf die alte, abgeschabte Chaiselongue, die bei dem Stoß in allen Fugen krachte. Der Gedanke an Walter Schröder, das große Kind, ließ sie nicht los, an diese jämmerliche Existenz, die Phantasie und Illusionen zu einem glücklichen Dasein machten.

Ja, Illusionen, das war's! Illusionen und Selbsttäuschung!

Durch das Fenster fielen die scharfen, blendenden Lichter des Mittags.

Apathisch sah sie ihnen zu, wie sie zu ihren Füßen spielten. Unenträglich grell schienen sie ihr.

Wie lange war es her, daß sie zum letzten Male so untätig hier gesessen? — Monate, Monate.

Sie schloß die Augen. Sie versuchte an nichts zu denken.

Ditmar kehrte von einem Ausgange zurück. Seine Frau saß ans Fenster und stopfte Wäsche, und als er eintrat, sah sie ihn mit einem fast ängstlich forschenden Blick an.

„Es war jemand für dich hier, Franz! Guet gestiebtes Modell, die Krüger. Sie wollte wissen, ob sie sich noch ein Kostüm mitbringen sollte. Du hättest sie zu morgen bestellt.“

„Das hab' ich.“

Eine Kaufte. Frau Ditmar zog den Faden ein paar mal energisch an und sah ihren Mann ob und zu unruhig an, der in Gedanken im Zimmer hin- und herging.

„Wozu brauchst du sie denn, Franz?“ fragte sie sehr freundlich.

„Zu einer Arbeit.“

„Was denn für eine Arbeit?“
Er antwortete nicht, er stand am Fenster und blickte sinnend hinaus. Seine Augen waren voll Licht.

Sie hielt es nicht länger aus: „Franz, was hast du denn eigentlich vor?“

„Eine große Arbeit.“

„Etwas Großes?“

Er stand noch am Fenster. „Ja,“ sagte er mit glücklichem Lächeln.

Sie warf die Wäsche in den Korb und seufzte verzweifelt. „Lieber Franz, um des Himmels willen, laß das doch! Es ist nur verschwundene Zeit. Nun wird es wieder gerade so kommen wie damals, als du an der Tänzerin arbeitetest! Dann hast du für nichts anderes Zeit, und was hast du denn schließlich davon gehabt? Doch keinen Pfennig! Ach Gott! Seit der Tänzerin bin ich immer in Angst, daß du neue, große Gedanken haben könntest! Wenn ich noch denke — all' das

deinem Zukunftswerk hast, sondern einfach nur gerade zufällig mal Lust dazu!“

Er war hastig aufgestanden. „Ja, allerdings habe ich Lust dazu,“ stieß er mit flammenden Augen hervor und ging dann auf und ab im Zimmer, schweigend, mit keuchender Brust. Aber es war doch stärker als er. „Ich bin doch kein Handwerker, der nur Bestellungen annimmt,“ fuhr er fort, mit schwerem, stoßweisen Atem, „ich hab' auch meine Gedanken! Und die will ich zum Leben bringen! Und daran soll mich nichts hindern! Du auch nicht! Ich will kein Tier in der Tretmühle sein, sondern ein Schaffender! Ein Schaffender!“ Er blieb einen Augenblick stehen und atmete tief: „Meinen Gedanken will ich schaffen, ich muß! Er muß heraus, sonst erstickt er mich. Er läßt mir keine Ruhe, der Gedanke. Er will erlöst sein. Erlöst!“

Er hielt plötzlich inne, warf eine Blick auf seine Frau, und die Wärme wich von seinem Gesicht. Er trat ans Fenster und sagte mit kurzen, bitteren Auf-lachen: „Aber ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich dir das alles eigentlich erzähle.“

Sie war aufgestanden und hatte sich mit verschränkten Armen an den Tisch gelehnt. Gar nicht hübsch sah sie aus in diesem Augenblick. Der harte Zug um den Mund war erschreckend verschärft, und ihre Augen funkelten. „Da du nun aber doch einmal damit angefangen hast,“ fiel sie ihm scharf ins Wort, „so habe, bitte, die Güte, mir noch eine Frage zu beantworten. Warum hast du eigentlich geheiratet? Das hättest du ja lassen können. Den Luxus, deine kostspieligen Gedanken zum Leben zu bringen, hättest du dir als lediger Mann vielleicht leisten können. Wie die Dinge jetzt liegen, hast du einfach kein Recht dazu. Später, wenn du gut verkaufst und bekannter geworden bist, ist es eine andere Sache. Aber so lange —“

„Warum ich dich geheiratet habe?“ fragte er leise und heiser. Er sah dabei zum Fenster hinaus. „Du weißt warum —“

Ein halbes Lächeln glitt über ihr Gesicht, eine Erinnerung an glückliche Zeiten. Ihre natürliche Gutmütigkeit regte sich wieder.

„Franz,“ sagte sie nach einer Weile, aus ihren Gedanken heraus, ein wenig selbstzufrieden, aber ganz freundlich — „es war doch vielleicht gut, daß es so kam! Auch für dich! Denn weißt du, ich wüßte doch gerne, was manchmal aus dir geworden wäre, wenn du mich nicht gehabt hättest? Du bist gewiß klug und ein Künstler und alles mögliche, aber daß du, du gerade, sehr brauchbar fürs Leben wärest, lieber Schatz, das wirst du mir nicht weismachen wollen!“

Er schwieg. Er ging auf und ab, immer hastiger, und plötzlich trat er hart vor sie hin. Sein Gesicht war totenblaß und so nervös verzerrt, daß es sie sekundenlang wie Furcht überkam.

„Ich könnte dir etwas erzählen,“ stieß er hervor, „von einer musterhaften Hausfrau, guten Mutter, treuen Gattin. — Und ich könnte dir weiter eine viel, viel längere Geschichte erzählen von einem reichen, blühenden, wunderbaren Leben, das du heruntergezogen hast! Heruntergezogen!“

Wintersport auf dem Semmering.



Sieger im Bobsleighrennen.

Der Wintersport steht in voller Blüte. In allen Gebirgsgegenden werden größere oder kleinere Wettkämpfe im Skilauf, im Kobel- und Bobsleighschlitten veranstaltet. Unser Bild stammt von einer Sportfontrenn, die dieser Tage auf dem Semmering stattfand. Den Hauptteil der Wettkämpfe bildete ein Bobsleighrennen über eine abschüssige, schwer befahrbare Bahn. Oesterreichische und Sportvereine anderer Länder hatten tüchtige Vertreter dazu entsandt. Sieger blieb Harry Spamer, der die Strecke in 4 Min. 53 2/3 Sekunden zurücklegte.

Geld, was das Holzgestell gestoft hat! Ach, Franz!“

Es zuckte bitter um seine Lippen. „Du sollst nicht verhungern, beruhige dich!“

„Ich denke auch an unsere Kinder, Franz!“

„Die Kinder, ja,“ er wurde weich, „aber sorge dich nicht, Anchen, es wird schon gehen, sei nur ruhig. Wir werden schon genug haben. Sieh,“ er sprach ganz freundlich und ruhig, wie man einem Kinde etwas begreiflich zu machen sucht, „diesmal könnte ich doch vielleicht Glück haben! Es könnte doch anders sein als bei der Tänzerin! Es könnte ein Schlager werden, weißt du. Siehst du, immer und ewig Bajen, Schalen, Statuetten machen, das bringt einen nicht weiter, macht einen nicht bekannter. Aber etwas Großes, das kann einem plötzlich das Glück bringen!“

„Franz,“ sagte sie, richtete sich gerade auf und wandte ihm ihr feines Köpfchen zu, „gib dir nur weiter keine Mühe, mir etwas Schönes vorzureden. Ich bin kein Kind, das man mit Luftschöpfem selig macht. Sag' doch lieber offen und ehrlich, daß du für's erste noch gar keinen praktischen Zweck mit

Sie sah ihn starr an, als wenn er geisteskrank wäre. Sie glaubte es beinahe. Wie hatte er entfernt ähnlich zu ihr gesprochen.

Was war ihm nur? Sie wollte ihm nach, ihn zur Rede stellen, ihm gehörig ihre Meinung sagen. So gründlich, wie er's verdiente. Aber eine unbestimmte Furcht hielt sie zurück.

Sprachlos folgte sie ihm mit dem Blick, als er ins Atelier hineinging.

Sie hörte ihn nebenan hin- und hergehen, dann einen Stuhl rücken, dann wieder hin- und hergehen. Immerfort und immerfort . . .

Dann war es still. — Nach einer Stunde hörte sie ihn fortgehen . . .

Zirngard lag noch untätig auf der Chaiselongue. Sie hatte ein Weichen geschlafen, was sie sonst nie am Tage fertig gebracht, und dann wieder müde vor sich hingetraumt.

Es klopfte. Sie stand auf. Sehr ärgerlich und zum Erbarmen abgesspannt sah sie aus, als sie „Herein“ rief.

Franz Otmar trat zögernd ein. Sehr verlegen sah er aus.

Etwas wie ein schwaches Erschrecken ging über ihr Gesicht. Sie strich unwillkürlich ihr Haar glatt, das von dem langen Liegen sehr wirr geworden war.

„Ach Gott!“ — er blieb erschrocken in der Tür stehen — „ich störe Sie gewiß. — Ich wollte auch nur —“

„Bitte, kommen Sie doch herein!“

„Ich wollte Ihnen nur Ihr Billett zur versunkenen Glocke bringen, ich habe drei Plätze zusammen bekommen. Sehr nette Plätze.“

Er sprach rasch und undeutlich.

„Wo wirklich, Sie haben daran gedacht?“ lächelte Zirngard. „Ich dachte bestimmt, Sie würden es wieder vergessen.“

„Nein, diesmal habe ich daran gedacht,“ sagte er zerkürrt. Langsam kam er näher.

„Bitte, setzen Sie sich doch!“

Er nahm Platz. Die Blut war in sein Gesicht gestiegen. Einer plötzlichen, leidenschaftlichen Eingebung folgend, war er zu ihr gekommen, und nun saß er hier in ratloser Verlegenheit und wußte nicht

aus noch ein, wußte gar nicht, was er eigentlich wollte.

Zirngard sah ihn an und sagte lächelnd, mit halbblauer Stimme, durch die etwas Weiches hindurchklang: „Serr Otmar, nicht wahr? Sie wollten mir etwas erzählen —“

Er sah ganz bestürzt aus. Die Blut in seinem braunen Gesicht wurde dunkler. „Warum denken Sie das?“

Sie lehnte sich jäh zurück und wippte mit dem Stuhl. „Ach, ich soll es wohl nicht wissen? Versetzen Sie!“

„Doch!“ Er beugte sich zu ihr hinüber, in seinen Augen war etwas fieberhaft Glückseliges. „Ich möchte mit Ihnen davon sprechen — gerade mit Ihnen.“

Sie schwieg. Sie blieb noch in ihrer Zurückhaltung.

Er war aufgestanden und ging ein paarmal durch das Zimmer. „Ich hab' einen Gedanken,“ jagte er plötzlich und blieb vor ihr stehen. Seine Augen leuchteten, er atmete tief.

„Er läßt mir keine Ruhe, der Gedanke,“ fuhr er fort. „Er ist ein Tyrann!“

Er ging wieder ein paarmal hin und her. Glückselig sah er aus. Seine Hände ballten sich wie in Kraft zusammen. „Ich kann es Ihnen nicht beschreiben. Nicht so beschreiben, wie ich es sehe. Ich sehe es so deutlich! Ein junges Weib ist es, am Wege niedergefallen, mit ihrem Kind an der Brust, halb entblößt, zum Tode ermatet. Eine, die sie mit ihrem frommen Sittensdorn bis zum Wahnsinn hegen und dann mit einem Fußtritt am Wege liegen lassen. — Und hinter ihr steht der Tod.“

„Der Tod?“ „Der Varnherzigste von allen. Mitleidiger als Menschen. Ein übermenschlich großer, starker Mann mit mächtigen Muskeln, fehnigem Körper und todesstarem Anblick. Große Flügel hat er an den Schultern, mächtige, lange, die bis hinunter auf die Erde reichen. Diese Flügel werden sich um sie breiten in der nächsten Minute, um sie und das Kind. Sie werden sie einfüllen in ihr großes Schweigen wie ein dichter Nebel, wie eine weiße Decke —“

„Ich sehe das alles,“ sagte Zirngard. „Ganz deutlich!“

Er atmete hörbar, seine Arme und Füße bewegten sich instinktiv, wie, um den Ton zu formen, in seinen Augen war etwas Fieberhaftes.

„Morgen fange ich an, Fräulein Zirngard, morgen! Wenn's nur schon morgen wär. — Heute war ich in einer Marmorwerkstatt. Als ich zwischen den Blöcken umherging, sah ich's in jedem Stein. Es wartet nur auf mich und will erlöst sein. Aus jedem Stein schrie es mich an. Ich hätte fast den Meißel genommen und drauf losgearbeitet, so leibhaftig sah ich's in jedem Block. Ich hätte Lust, ein Beil zu nehmen und es aus den Wänden herauszuhauen. Ueberall seh' ich's!“

Er redete die Arme, als wüßte er nicht wohin mit dem Unbändigen, das ihn durchstobte. Es war die Ekstase der Schöpferkraft.

Wie er verändert war, dieser schüchterne, verträumte, wie unter einem Druck hinlebende Mensch! Wie er verändert war!

„Das kommt wie ein Erlöser zu einem,“ fuhr er fort. „Das macht einen wieder gesund!“

„Wie kommt es?“ fragte Zirngard. „Wie ist es, wenn so ein Gedanke kommt?“ Sie war totenblau und in ihren Augen war etwas wie Furcht.

„Wie es kommt?“ Er setzte sich und stützte den Kopf in die Hand. „Man ist seltsam unruhig vorher. Man kann nicht still sitzen, nicht arbeiten. Es arbeitet zu sehr in einem selber. Man ahnt den Gedanken, aber er offenbart sich noch nicht. Und dann kommt es plötzlich, ganz plötzlich. Mit einem Male steht's vor einem da und man fühlt es wie in Betäubung: Das ist es, so muß es sein. Es ist, als wenn man plötzlich in ein grelles Licht sieht. Das erste Gefühl ist das einer wahn sinnigen Angst, das Bild könnte verschwinden, ehe man es recht erkannt hat. Aber es bleibt. Man laugt es fiebernd in sich hinein, jede Linie des Körpers, jedes Vibrieren der Muskeln. Durstig, selig. Durch Mark und Bein geht es einem, und dann ein wahn sinniges Kratzengefühl, eine wilde Arbeitslust. Und dann —“ er unterbrach sich plötzlich.

Ganz still dagelesen hatte sie und ihn mit ihrem seltsam träumenden Ausdruck unverwandt angelesen. Jetzt war sie plötzlich aufgestanden. Und ehe er eines Gedankens, einer Bewegung fähig

Wilhelm Paulus,
Markneukirchen i. S. No. 568

Anerkanntverzüglich
Musikinstrumente
jeder Art zu billigsten Preisen

Illustr. Katalog gratis

Beste Ware
zu
billigstem
Preis

2 3/4 Mk

alle 9 Sorten zuf.: 10 Strahler,
und 20 Rollen, und 35 Bellstah-
berlinge und ff. Berlinge in Gelb
und 1 Raubant u. 1 Stf. Raub-
ant u. 25 Hählinge u. 25 große
u. kleine Raubant u. 1 Häh-
ling u. 6. Verpackung frei.
Paul Rapp, Seewinkel 226.

Stott

ternden gibt überdauernde
Heilung ums. Auskunft
O. Haasdröffer, Breslau-
Wilhelmsruh 181. (ehem. s.
schwer. Stott). Sanitätsrat Dr. P.:
Mein Enkel ist vollständig geheilt.

100 Seltene Briefmarken
von China, Haiti, Kongo,
Korea, Kreta, Siam, Sudan
etc. etc. — alle versch. —
Garant. echt — Nur 2 Mk. Preis.
gratis. E. Hayn, Naumburg (Saale) 30

Für Sammler!

100 Lichtdruck-Postkarten
in feinsten Ausführung

verschiedener Ansichten franko Mk. 1,20
gegen Einsendung des Betrages in Marken.

Wilhelm Greve, Postkarten - Verlag
BERLIN SW., Ritter - Straße 50.

+ St. Jakobs-Balsam +

von Apoth. C. Trautmann, Basel.
Hausmittel 1. Rg. als Universal-Hell- und
Wundsalbe, Krampfadern, Hämorrhoiden,
Offene Stellen, Flechten, in allen Apo-
theken à Mk 1,30. Gen.-Depot: St. Jakobs-
Apothek, Basel Leipzig, Engel-Apothek.

Gichtiker

trinken keinen Brunnen mehr, sondern
nehmen Dr. Liese's Gichtpillen.
Versand durch
Apothekere Lübeck 1.

**+ Korpulenz +
Fettleibigkeit +**

mirdebleiblich durch d. Tonnola-Zehrkur. Drei-
setzt sich mit gold. Medaillen u. Ehren diplomen.
Rein harter Seife, kein Harten-Schitten mehr, fan-
bern jugendlich schlanks, elegante Figur und
größte alle. Kein Heilmittel, kein Behelm-
mittel, lediglich ein Entfettungsmittel für ge-
tunte Personen. Best. empfohlen. Reinlich,
keine Nebenber. d. Behem. weisse. Vorgält. Wirkung.
Palet 2,50 Mk. foto. gegen Botann. ob. Raqn.
D. Franz Seizer & Co.,
Berlin 28, Königsrätzerstr. 66.

**STECKENPFERD-
LILIENMILCH-
SEIFE**

Auf dem höchsten Gipfel
der Vollendung steht

**Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife**

v. Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

Dieselbe erzeugt ein rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße
sammetweiche Haut und zarten blendend schönen Teint.
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Anzeigen haben in diesem Blatte
die weiteste Verbreitung

